

List

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 16

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636661>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

mein Vater würde von seinem Spaziergang mit irgend etwas Blühendem zwischen den Lippen heimkehren. Er ging.

Als dann begannen sich die Gloden im Räsbißenturm des Kirchleins zu wiegen. Es war, als tanzten hoch oben im Blau ein paar dralle, festtagfröhliche Bauerndirnen. Dirnen, die sich in den Hüften wiegten und deren Seele und deren Leib voll strohender Gesundheit waren. Gott! Diese Gloden! Nun kamen sie auch schon die Dorfstraße herauf, die Alten und die Jungen mit dem Gesangbuch in der Hand. Und die Kirche wurde voller Jubel wie ein osterliches Jerusalem. Lauter und lauter sangen die Gloden. Der Seidelbast in der alten Vase kam sogar in eine Art von Singen hinein.

Ein Stündlein, nachdem die Gloden mit ihrem hellen Ding-Dang aufgehört hatten, kamen die Friedel, die Gistel und das Mariande über die Türschwelle. Ich weiß nicht, ob ihre Augen, ihre Blousen oder ihre aufgesteckten Zöpfe am schönsten waren. Der Seidelbast duftete in die Stube hinein. Die Mädchen lüchelten und dann machten sie plötzlich wieder ernste Gesichter und wünschten mir gute Besserung. Ich saß in einem Frühling drin. Ich war krank, dennoch war ich der glücklichste Mensch im Kirchenpiel. Es schien mir, als dufteten meine Fingerspitzen wie Waldmeister. Maitrank war das Blut, das durch meine kranken Glieder strömte.

Ich kann diesen Frühling nie mehr von mir wegdenken. Sie haben mich mit Freude gewandelt. Das Grün und das Blühen vor den Fenstern hat auch die schwerste Zeit seither nicht in der Erinnerung auslöschen können.

An jenem Lenzabend aber kam mein Vater früh nach Hause. „Ich habe unsere Kirschbäume blühen gesehen. Ein Wunder, sage ich!“ Kein Wort mehr. Mein Vater liebte es nicht, viele Worte zu verlieren. Er hob mich vom Ranapee empor und trug mich auf seinen starken Armen in die Kammer hinüber. Er lächelte. Ja, auch er hatte den Frühling gesehen, auch er hatte ihn erlebt. Ein Maßliebchen blühte zwischen seinen Lippen, ein Maßliebchen von der Saldenwiese, auf der die Kirschbäume ihre Blütenaugen aufgeschlagen hatten

Die List.

Von Maria Dutli-Rutishauser.

„Wie kommt es“, sprach zum Vater
Die alte Fledermaus,
„Daß man mit Stang und Besen
Mich jagt zum Haus hinaus?
Dieweil du stets in Küchen
Und Stuben bist zu Gast,
Und doch — bei meiner Seele —
Auch nur die Tugend hast,
Schädlinge einzufangen,
Wie ich es ja auch tu!
Weshalb, so mücht ich wissen,
Läßt man nur dich in Ruh?“

Da sprach der weiße Vater:
„Ja, liebe Fledermaus,
Das ist 'ne alte Sache,
Die List nur hilft hier aus,
Wenn ich ein Mäuslein fange,
Trag' ich's fein säuberlich
Der Hausfrau auf die Schwelle —
Die kommt und streichelt mich,
Nennt mich ihr liebes Räckchen,
Stellt mir zu essen vor —
Doch fängt man dich, so nagelt
Man dich ans Scheunentor —!

Das ist halt nun der Menschen
Uralte Theorie:
Die Tugend, die sie sehen,
Nur die belohnen sie!“

Der tote Adler.

Von Emma Scheurer, Mexiko.

Ich hatte bisher noch nie einen lebendigen Adler gesehen. Welche Freude deshalb, als mich Don Ramirez bei einer weitausschweifenden Sonntagsautofahrt mit seiner Familie auf zwei kleine dunkle Fleden aufmerksam machte, welche still und sittig hoch über den von der scheidenden Sonne vergoldeten Felsen der Sierra langsam in Kreisform durch den lichten Aether schwammen!

Zwei Stunden später tauchten wir nach tausender und staubender Fahrt in die bereits im nächtlichen Lichtermeer erstrahlende Landeshauptstadt ein, womit mein „Sonntagsprogramm“ erledigt war. Den Wunsch aber, das an jenem Abend leider nur so fern und flüchtig geschaute Adlerpaar mal aus möglicher Nähe beaugapeln zu dürfen, ward ich als begeisterte Naturfreundin nicht mehr los, und als zirka zwei Monate später meine vierzehntägige Ferienzeit heranrückte, suchte ich mir gleich in jener „adlergesegneten“ Gegend Quartier.

Eine einfache Herberge, übrigens der einzige „Gasthof“ des weltabgelegenen Tälchens, nahm mich auf. Andern Morgens schon machte ich mich, diesmal wohlweislich mit einem Feldstecher versehen, auf und erstieg einen malerischen, mit Plantagen und Baumgruppen bestandenen aussichtsreichen Hang, um nach meinen ersehnten Naturfliegern Ausschau zu halten. Auf einem Lawabod sitzend, das Fernglas handgerecht im Schoß, wartete ich auf die zwei mir noch stets in der Erinnerung gebliebenen „Punkte“.

Fast eine halbe Stunde sah ich schon da — bereits machte sich an meinem hintern Kopfe ein dem „Nedegstabi“ ähnliches Gefühl bemerkbar — da erschienen die Erwarteten plötzlich im Rahmen einer Einsattelung der Sierra, welche letztere mich ihrer Form wegen unwillkürlich an die Silhouette der „Sichel“, bekanntlich zuhinderst im Juxtastal ob Merligen, mahnte.

Welche Freude sich meiner bemächtigte, als ich nach längerem Suchen endlich den ersten der Riesenvögel vergrößert vor meinem Glase hatte! Und nun trachtete ich bald den einen, bald den andern der gefiederten Burischen zu erwischen.

Ich folgte mit bewaffnetem Auge diesen Meisterfliegern so lange, bis mich das Genid rechtlichaffen schmerzte, worauf ich meine Blicke andern Szenerien der an solchen so reichen, wirklich sehr romantischen Gegend zuwandte.

Jeden Tag widmete ich nun zwei bis drei Viertelstunden der Beobachtung „meiner“ Adler, für welche die Einheimischen natürlich keinen Blick übrig hatten, so wenig wie unsere Oberländer Bauern für ihre altgewohnten Berge, was ja eigentlich auch begreiflich ist; was man täglich vor Augen hat, verliert mit der Zeit jeglichen Reiz...

Ramen die vom Sierrawind erfrischten, tauperlen-geschmückten Morgenstunden, diese Stunden, in denen die Nebel mit schlanken, weißen Händen den waldigen Flußtälern und den meist fahlen Bergflanken entlang tasteten, als wollten sie die Mutter Erde lieblosen, deren Schoß sie eben entquollen, dann erschien fast immer um die nämliche Zeit mein stolzes Lutherrscherspaar in seiner unerreichbaren Höhe, bald hinter einem Nebelstreifen verschwindend, gleich darauf aber wieder erscheinend im Gestrahle der die Berggipfel rötenden Frühsonne wie zwei im unendlichen, azurblauen Aetherraume freischwebende Diademe.

Und erst gegen Abend, wenn die bizarren Felsgebilde der Sierra im blutroten Scheine der Tageskönigin aufflamnten wie Fanale, und die Felder und Wälder der Niederungen samt dem am Tage silberig leuchtenden Spiegeln und Bändern der Lagunen und Flüsse unter dem ultramarinblauen Schleier der subtropischen Nacht versanken, dann sah ich jeweilen mit förmlicher Wehmut mein Adlerpaar seine letzten majestätischen, regungslosen und doch so